

Bildschirm auf der Bühne:  
die multinationale Produktion  
„Forecasting“ beim Festival  
„Fast Forward“ in Braunschweig



# Der Weg nach Wolkenkuckucksheim

Das internationale Nachwuchsregiefestival „Fast Forward“ zeigt als Trend eine Abkehr des Theaters von sich selbst. Junge Regisseure interessieren sich kaum noch für traditionelles Theater, aber auch aus dem angesagten performativen Bereich kommt wenig nach

Text\_Michael Laages

# D

**Der Autor, das Stück, der Text:** Sie alle standen auf ziemlich verlorenem Posten bei der mittlerweile vierten Ausgabe von *Fast Forward*, dem internationalen Festival für junge Regie unter dem Patronat der *European Theatre Convention* (ETC), das Generalintendant Joachim Klement mit Dienstantritt nach Braunschweig geholt hatte. Und wer auch nur cursorisch der Tagung zuhörte, zu der sich Mitglieder der ETC parallel zum Festival trafen, der ahnt, woher das Desinteresse für herkömmliche Handwerklichkeiten des Theaters rührt. Tief sitzt bei vielen kulturell kreativen Köpfen in Europa, etwa beim Argentinier Rodrigo Garcia, dem neuen Hausherrn am Theater im französischen Montpellier, die Skepsis über die Reformierbarkeit des herkömmlichen Theaterbetriebs unter den gängigen Regeln staatlich-halbstaatlicher Produktionsbedingungen in Europa. Die eher schlichteren Notwendigkeiten des Theatermachens im Stadt- oder Staatstheater jedenfalls werden von festivalerprobten Überfliegern eher gering geschätzt, Wolkenkuckucksheimereien haben Vorrang. Warum sollten sich angesichts dieser allgegenwärtigen Larmoyanz der Chefinnen und Chefs ausgerechnet die Studierenden für „normales“ Theater interessieren?

**Sieben Produktionen aus Holland und Ungarn, Belgien und Italien, Frankreich, Kroatien und Deutschland** waren eingeladen nach Braunschweig, fünf gehörten eher ins „Projekte“-Ressort, nur zwei hatten spielplanübliche Theaterstücke zum Anlass genommen für die eigenen Regie-Phantasien. Und das waren dann auch nicht die stärksten Konkurrenten um den Braunschweiger Festivalpreis, eine Inszenierung am gastgebenden Theater.

Brechts „Baal“ etwa hatte sich **Dániel Kovács** vorgenommen. Der junge Regisseur aus Budapest darf zwar auf die Unterstützung seines wichtigsten Förderers rechnen, des auch hierzulande mittlerweile bekannten Regisseurs und Regielehrers Viktor Bodó, und Kovács inszenierte darum auch mit Bodós Ensemble, der *Szputnyik Shipping Company*. Brechts frühe dramatische Exzesse um den Dichter und Menschenverbraucher Baal blieben bei Kovács aber erstaunlich konventionell. Bald 100 Jahre alt ist der kryptische Stoff, und eigentlich fordert noch immer jeder Satz, ja fast jedes Wort ein jeweils neues Bild; so lyrisch und weltenfern ging der junge Mann aus Augsburg in mehreren Va-

riationen zu Werke. Doch eingefallen ist der Inszenierung von **Dániel Kovács** kaum mehr als wuchtig-exzessives Körpertheater auf erdigem Boden – eine ruppige Kneipen-Phantasie. Auch die andere Interpretation eines Theaterstückes ist über eine Grundidee nicht hinausgekommen: Mitten im kreuz und quer beliebig im Raum platzierten Publikum ergübelten „**Les Justes**“ (Die Gerechten) von **Albert Camus** in der arabischsprachigen Inszenierung von **Mehdi Dehbi** die eigenen politischen und menschlichen Haltungen zum Terrorismus gegenüber dem totalitären Staat, in diesem Fall den russischen Zaren am Anfang des vorigen Jahrhunderts. Wie wir da szenisch zu potenziellen Mitverschwörern gemacht wurden, mögen wir fast automatisch an arabische Revolten jüngerer Zeit oder gar islamistischen Selbstmörderterrorismus gedacht haben. Aber nur zur Erinnerung – auch nach dem 11. September 2001 erschien dieser Text plötzlich als „Stück der Stunde“ auf den Spielplänen. Tatsächlich blieb die Inszenierung jetzt eng am Original und der Beschwörung des historischen Russland – und wie fast immer ist das Stück fast zerbrochen unter der Last der Worte. Aber wenigstens schlug die mörderische Debatte, die da geführt wurde, auf uns zurück – wer hätte das Zeug zum Kämpfer bis in den Tod?

**Das Theater tat sich sehr schwer mit Theater beim Braunschweiger Festival.** Die Performance-Projekte gerieten durchweg leichter, ungezwungener – aber oft auch belanglos. „**Champs d’Appel**“ von **François Lanel** ließ die Akteure (mit deutscher Live-Übersetzerin) munter vom Stöckchen aufs Hölzchen kommen; also umgekehrt als sonst vom ganz Kleinen ins ganz Große driften. An der Schultafel entwarfen sie eine Art Mengenlehre der Dinge, verschwanden dann hinter ihr in vermeintlich unterirdischen Höhlen, bauten einen beunruhigend-monströsen Riesen aus Holzgestänge auf die Bühne und kämpften mit ihm wie Don Quijote, bevor einer in eine alte Taucherglocke gestopft und ins All (oder in tiefste Tiefen) geschickt wurde... mehr Phantasie war nie in vier Tagen *Fast Forward*; selten aber auch noch weniger Zusammenhang.

Derweil imaginierten vier Studierende der **Uni Hildesheim** in der Lausitz „**Steppengesänge**“. Dazu spielten sie exzessiv mit echten und falschen Bildern von Braunkohleabbau, Wölfen und verlassenem Dörfchen; natürlich war fast alles nur Vision und Illusion: Bis wir, das Publikum, die Bühne bevölkern mussten und sich das Ensemble per Kostüm in Steppenwesen verwandelte. Nett, aber irgendwie auch ziemlich harmlos blieb dieses Projekt. Wie auch die multinational entstandene Produktion „**Forecasting**“ von **Barbara Matijević** und **Giuseppe Chico**, in der die einzige Darstellerin mit dem Computer spielte – und eine Stunde lang mit dem nicht mehr so ganz taufrischen Kamera-Effekt, der es ermöglicht, echte Menschen (oder Teile von ihm) im Computer-Bildschirm mitspielen zu lassen: Schnickschnack, und auch nur in Maßen amüsant. Die Holländerin

Emke Idema entwarf derweil mit „Rule™“ ein nicht ganz ungefährliches Spiel – in dem sie das Publikum unentwegt zu digitalen Entscheidungen zwang, etwa zwischen „Idealismus“ und „Pragmatismus“; nur plus oder minus war möglich, jeder Zwischenton strengstens verboten. Mit eher unmotivierten Disqualifizierungen und immer perfideren Regeln und Fragen entwickelte sich mit der Zeit eine stark nach Totalitarismus miefende Versuchsordnung, mit der Performance-Künstlerin selber als garantiert und konsequent humorloser Domina. Da fehlte nur noch der Rohstock. Und dass es im Grunde um eine Art „Toleranztest“ ging, war da bald vergessen. So ärgerlich kann „Performance“ sein ...

Immerhin – einige wenige im Publikum schienen mit der Zeit begriffen zu haben, dass als einzig wirklich taugliche, nützliche und politisch-gesellschaftlich vorbildliche Regel in diesem perfiden „Rule“-Spiel nur die konsequente Verweigerung der Mitmacherei hätte gelten können. Aber warum dann überhaupt Eintritt bezahlen?

Der Festivalpreis wurde schließlich der Produktion des Münchner Falckenberg-Schülers Florian Fischer zuerkannt – er erzählte mit „Der Fall M.“ eine „Psychatriegeschichte“ und eigentlich sogar gleich zwei authentische Fälle. Zum einen den der Regensburger Grundschullehrerin Elisabeth M. Sie wurde 1933 auf Grund von Denunziationen erst aus dem Schuldienst entfernt und dann zwangsweise in die Psychiatrie eingewiesen. Sie bekannte sich als Kommunistin und pflegte eher unbürgerlichen Lebenswandel, Eltern und Kinder allerdings liebten sie und forderten M.s Rückkehr in den Schuldienst. Im Psycho-Knast allerdings starb sie bald. Ödön von Horváth soll an diesen realen Fall gedacht haben, als er „Glaube Liebe Hoffnung“ schrieb. Florian Fischer verquickt nun den historischen Fall sehr geschickt mit dem aktuellen Leidensweg des ebenfalls zwangspsychiatrisierten Gustl Mollath – und Jury wie Publikum ließen sich in Braunschweig vor allem von der handwerklichen Versiertheit überzeugen, mit der der junge Regisseur tatsächlich alle Mittel des Theaters selber genutzt hat für diese abgründige Phantasie: Schauspieler, Bühne, Licht und Sound, Realitäten und Albträume zwischen Zwang und Freiheitsdrang.

**Dies war der entscheidende Unterschied:** Dass „Der Fall M.“ auch vom Theater handelte und nur mit seinen Mitteln so erzählt werden konnte. Dies blieb andererseits der fahle und fatale Beigeschmack nach der vierten Ausgabe von Fast Forward: Wie intelligent auch immer Regisseurinnen und Regisseure das Theater „von außen“ verändern wollen, sie müssen doch für längere Zeit noch leben in und mit dem Theater und vor allem doch auch vom Theater, wie es ist. Diese Arbeitsperspektive ist unter vielen jungen Talenten eher wenig präsent – und die Zukunft darum für jeden einzelnen unsicherer denn je. ■



Der mit dem Festivalpreis ausgezeichnete „Fall M.“ des Regisseurs Florian Fischer; „Steppengesänge“ aus Hildesheim und „Champs d'Appell“ von François Lanel